

ULRICH WICKERT
Neugier und Übermut



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

»Es wird eine japanische Fee gewesen sein, die mir Neugier und Übermut in die Wiege legte«, sagt Ulrich Wickert. Denn: als Sohn eines Diplomaten in Tokio geboren, am Fuß des Fuji aufgewachsen, in Paris zur Schule gegangen, in den USA studiert, wurde sein Blick für Neues früh geschärft. Schon als Kind hat er gelernt, auf Menschen zuzugehen. Journalist ist er wohl geworden, weil er, ohne aufdringlich zu wirken, Menschen treffen konnte, die ihn interessierten und bewegten. Er erzählt von seinen Begegnungen mit den Kanzlern der Bundesrepublik und Politikern aus aller Welt, von schwierigen Verabredungen mit dem Philosophen Herbert Marcuse, mit dem er den einzigen Dokumentarfilm drehte, der je über dessen Leben produziert wurde, und vom Bruder des letzten Kaisers von China, Pujie, der ihm in der Verbotenen Stadt in Peking zeigte, wo der Kaiser Fahrrad fuhr. Bill Cody, der Enkel von Buffalo Bill, überredete ihn zu einem zehntägigen Ritt durch die Rocky Mountains, mit Arthur Miller spielte er auf dem Tennisplatz von Dustin Hoffman, und mit Hilfe von dessen Leibwächtern bekam er eine Einladung zu einem privaten Abendessen mit Bill Clinton.

Autor

Ulrich Wickert, geboren 1942, ist einer der bekanntesten Journalisten Deutschlands. Als Korrespondent in den USA und Frankreich, als langjähriger Anchorman der Tagesthemen hat er das Fernsehbild der Deutschen geprägt. Mit seinen Bestsellern »Der Ehrliche ist der Dumme«, »Das Buch der Tugenden« und »Gauner muss man Gauner nennen« hat er die Wertedebatte immer wieder angestoßen. Auch seine Bücher über Frankreich und seine Kriminalromane mit dem Untersuchungsrichter Jacques Ricou waren Bestseller.

Von Ulrich Wickert ist bei Goldmann außerdem erschienen:

Redet Geld, schweigt die Welt

Ulrich Wickert

Neugier
und Übermut

Geschichten vom Leben mit Agenten,
Attentätern, Bombenbastlern,
Cowboys, Dichtern, Kabarettisten,
Kaisern, Kanzlern, Käsehändlern,
Mördern, Philosophen, Präsidenten,
Psychiatern und Revolutionären.
Kurz: von Menschen, die ich traf

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage März 2014
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2012 der Originalausgabe
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagfoto: dpa
KF · Herstellung: Str.
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-15775-4
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Julia, Adrienne, Ellie und John

Inhalt

Generation ohne Angst

Der Widerständler, der Tulpen aß	11
Freyheit. Das Lebensmotto des Kabarettisten im KZ	36
Nazis an der Universität – das damals Übliche	51
Neugier als Lebensinhalt	66
Mein unbändiger Wille – Der Film über Herbert Marcuse	89

Absurditäten

Die falsche Augenfarbe im Pass von Eugène Ionesco	117
Humor als politische Waffe: Der Clown als Aufklärer	135
Käse unter dem Hotelbett	149
Ohne Krieg, ohne Hass – der Friedenssatellit des Junior Torres de Castro	165

Der Kaiser und der Revolutionär

Der Bruder des Kaisers von China	175
Maos Feldchirurg aus Düsseldorf – Hans Müller	185

Neugier wird belohnt

Tennis mit Arthur Miller, Kaffee mit Meryl Streep	199
Der Mörder Jack Henry Abbott und sein Freund Norman Mailer	219
Die standhafte Frau in der UNO	233
Die Enkel von Buffalo Bill und der Ritt durch die Rocky Mountains	240
Gewerkschaftsboss mit schusssicherer Weste	261
Tot oder lebendig – der Auftrag des Kopfgeldjägers	269
Der verzweifelte Erfinder der Neutronenbombe	280
Der Künstler von Los Alamos	297
Der Psychiater. CIA-Gelder und das Wahrheitsserum	303

Politiker und Dichter

Roland Dumas – vom Gestapo-Häftling zum Freund der deutschen Einheit	313
Hans-Dietrich Genscher und der fehlende Fisch	335
Auch Kanzler haben Angst vor Macht	354
Mit Günter Grass in Peking – Schnarchen in der Oper	398
Neugier und Übermut	418
Personenregister	421

Generation ohne Angst

Der Widerständler, der Tulpen aß

Jemand musste Hans Fritzsche verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde eine geheime Akte über ihn angelegt. Allerdings wurde kein Verfahren gegen ihn eingeleitet, und er sollte von diesem Vorgang eigentlich auch nichts erfahren.

Es wird der fünfzigste Geburtstag meines Vaters gewesen sein, im Januar 1965, als ich Hans Fritzsche kennenlernte. Er war mir bisher nie besonders aufgefallen. In der Presse war sein Name nur einmal genannt worden, als er, ein schlanker Mann, bei einem Abendessen in Schloss Ernich, der Residenz des französischen Botschafters François Seydoux de Clausonne, mit einem alten Biedermeiersessel zusammenbrach und zu Boden ging. Aber von diesem Abend an faszinierte er mich: In seinem Verhalten widersprach er so unerwartet der langweiligen Bürgerlichkeit.

Meine Eltern luden zu jeder Gelegenheit zu uns nach Hause ein. Feiern, bei denen jung und alt sich mischten und manch ein Alter, länger, als es sich ziemte, an manch einer Jungen hängenblieb, waren im Fasching oder zu runden Geburtstagen bei uns zu Hause üblich. Damals lebte ich schon längst in einer Studentenbude in Bonn, meine Eltern in einem engen Reihenhaus in Plittersdorf, einem Stadtteil von Bad Godesberg. Meist wurde

bis morgens früh getrunken und gelacht, geredet und im Keller getanzt.

»Tulpen kann man essen«, sagte Hans Fritzsche zu den letzten Gästen, die dem Morgen entgegensumpften, und deutete auf einen Blumenstrauß auf dem Tisch vor dem Sofa. Er fügte hinzu: »Wetten?«

»Wetten!«, hielt jemand dagegen.

Fritzsche bat meine Mutter, eine bei allen beliebte fröhliche Rheinländerin, um Essig und Öl, um Salz und Pfeffer, einen Teller und Besteck. Blumen zu verzehren, das würde heute niemanden mehr erstaunen, legen doch Köche, die meinen, etwas Besonderes zu »kreieren«, irgendwelche exotischen Blüten »an das Gericht« und fügen hinzu, man könne sie auch verspeisen. Obwohl sie meist nach nichts schmecken. Aber 1965 aßen wir sonntags noch Braten mit Soße und Blumenkohl, wonach dann die ganze Wohnung roch.

Natürlich gewann Fritzsche die Wette.

Wahrscheinlich habe ich deshalb spontan zugesagt, als er mich kurz darauf zu einem kleinen formellen Abendessen zu sich nach Hause einlud. Freitagabend acht Uhr mit Krawatte im Anzug. Wir aßen keine Tulpen. Aber ich ging, anders als die übrigen Gäste, erst zwei Tage später, am Sonntag irgendwann ganz früh. Hans Fritzsche konnte spannend aus seinem Leben erzählen, und das nicht nur vom Widerstand gegen Hitler, an dem er aktiv teilgenommen hatte. Zeit meines Lebens würden mich Personen interessieren, die etwas erlebt hatten und von denen ich lernen konnte. Und sei es nebenbei über guten deutschen Weißwein, den Fritzsche ausschenkte.

Nur von der geheimen Akte wusste er nichts. Noch nichts.

Hans Fritzsche kümmerte sich in den sechziger Jahren als hoher Ministerialbeamter im Bundesfamilienministerium um den deutsch-französischen Jugendaustausch.

Im Krieg eroberte er mit seiner Kompanie als Erster die Innenstadt von Verdun, wurde verwundet und erhielt das EK I. Sein Quartier lag inmitten eines malerischen Dorfes in der Landschaft der Maas. Und, so erzählt er, eine schwere deutsche Granate hatte das Dach des Häuschens seiner alten französischen Quartierwirtin durchschlagen. Sie lag als Blindgänger mitten unter ihren Ziegen und Hühnern, die auf dem Dachboden hausten.

»Ich trug den Blindgänger vorsichtig die Hühnerleiter hinunter«, so Fritzsche, »ging damit sanft und langsam die kopfsteingepflasterte Straße hinab und legte das dicke Ding sorgfältig auf eine Wiese, wo es später vom Waffenmeister entschärft wurde. Das sprach sich unter den französischen Bauern im Dorfe schnell herum.«

Alle Bauern kamen dann auch, als Fritzsche zur Verkündung des Waffenstillstands seine Kompanie auf dem Dorfplatz antreten ließ und rief: »Vive le couple Franco-Allemand!« Fritzsche strahlte jetzt noch in Erinnerung daran: »Aus der Versammlung der bäuerlichen Familien lief eine Dorfschöne heraus, fiel mir um den Hals und küsste mich.«

Bald erzählte ich ihm von meinen ersten deutsch-französischen Erlebnissen. Wir waren im Frühjahr 1956 nach Paris gezogen. Mein Vater, Erwin Wickert, war politischer Referent an der deutschen NATO-Vertretung geworden. Und das, obwohl er 1939 zum ersten Rundfunkattaché des Auswärtigen Amtes in Shanghai ernannt worden war, wo er ein deutsches Rundfunkprogramm aufbaute. Weil er aber, so erzählte er uns, mit dem Landesgruppenleiter der NSDAP in Shanghai Krach bekommen hatte, sollte er nach Berlin zurückberufen werden. Nur dank der Intervention von Erich Kordt, Gesandter an der Botschaft in Tokio und insgeheim Gegner des Regimes, konnte er in gleicher Funktion 1941 nach Tokio wechseln, wo ich 1942 geboren wurde. 1947 wurden wir »repatriiert« und lebten in Heidelberg,

wo mein Vater bald als Autor von Büchern und Hörspielen sowie als Träger des ersten Hörspielpreises der Kriegsblinden bekannt wurde. Aber er wollte wieder in die Dienste des Auswärtigen Amtes zurückkehren, weil er – wie er in seiner Biographie schrieb – Angst hatte, als Autor nicht erfolgreich genug zu sein. Seine alten Freunde verhalfen ihm dann zu dem Posten in Paris. Da hatte er Glück, denn es wurden keineswegs alle ehemaligen Diplomaten wieder in den »Dienst« aufgenommen. Auch jener »Onkel Erich« – wie Erich Kordt bei uns Kindern hieß – nicht. Bundeskanzler Konrad Adenauer lehnte ihn mit der Begründung ab: »Der hat schon einmal seinen Chef ›betrogen.« Erich Kordt, zeitweise Büroleiter von Außenminister Ribbentrop, war zwar Mitglied der NSDAP gewesen und sogar Obersturmbannführer der SS, aber er und sein Bruder Theo gehörten schon vor dem Krieg zum Widerstand und hatten sogar geplant, einen Anschlag auf Hitler auszuführen.

Der Lateinlehrer in der französischen Schule sagte mir, der ich kaum ein Wort Französisch verstand, ich könnte meine Klassenarbeit auch auf Deutsch schreiben, er verstehe es, weil er in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen sei. Aber bitte nicht in Sütterlinschrift, die könne er nicht lesen, aber ich, dreizehn Jahre alt, hätte sie in dieser »deutschen« Schrift auch nicht schreiben können.

Als wir dann im Sommer 1956 in dem kleinen normannischen Küstenort Franceville Urlaub machten, malte nachts irgendjemand Hakenkreuze an das Gartentor. Die Menschen in der Normandie waren von der Landung der Alliierten und der deutschen Verteidigung besonders hart getroffen worden. Wir Kinder verstanden die Zeichen nicht. Unsere Eltern, danach befragt, gaben ausweichende Antworten. Mein Vater hat später erzählt, dass er in der Reichsschrifttumskammer Mitglied werden musste, weil er schon als Student in den dreißiger Jahren

Bücher geschrieben hatte. Dass er auch PG, also Parteimitglied, gewesen war, erfuhr ich erst aus dem DDR-Braunbuch über Kriegs- und Naziverbrecher 1965. Und deshalb lehnte es später auch die Regierung in Prag ab, ihn als Deutschen Botschafter zu akzeptieren.

In Franceville kam eines Tages eine alte Französin und brachte uns Erkennungsmarken von gefallenen deutschen Soldaten, die auf dem kleinen Friedhof vor der Kirche beerdigt waren. Von unserem Vater angeregt, kauften mein älterer Bruder und ich schwarze Farbe und strichen die verwitterten Holzkreuze. Erst sehr viel später sah ich, dass auf Soldatenfriedhöfen die Kreuze meist weiß sind.

1984 fand in der Normandie ein großes Gedenken an die alliierte Landung im Juni 1944 statt, die von den Deutschen auch vierzig Jahre später immer noch als »Invasion« bezeichnet wurde, so als drängten damals fremde Truppen auf deutsches Gebiet, dabei befreiten die Alliierten das von den Nazis besetzte Frankreich.

Der französische Staatspräsident François Mitterrand plante eine große Feier, zu der die Staatsoberhäupter aller Länder eingeladen werden sollten, die an der Landung teilgenommen hatten. Aus den USA hatte sich Präsident Ronald Reagan angesagt. Inzwischen war ich Korrespondent der ARD in Paris und würde die Zeremonie in der ARD während der Direktübertragung kommentieren müssen. Deshalb reiste ich einige Wochen vorher mit einem Freund in die Normandie, um die wichtigsten Orte in Augenschein zu nehmen: den »Omaha-Beach«, die Küste, wo unzählige alliierte Soldaten getötet wurden, und die Soldatenfriedhöfe der verschiedenen Nationen, wo auf Tausenden von weiß gestrichenen Kreuzen die Jahreszahlen bezeugten, dass hier eigentlich Kinder gestorben waren, wenn auch viele

schon 18 oder 19 Jahre alt waren. Und, ist man da nicht noch Kind, wenn man erschossen wird?

In französischer Erde hätte auch mein Großvater liegen können. Er kam uns in Paris besuchen und ließ sich von seinem widerstrebenden Sohn an die Marne fahren, wo er 1914 an vorderster Front gekämpft hatte. Jetzt, vierzig Jahre später, war er immer noch der Überzeugung, die Schlacht hätte von den Deutschen gewonnen werden können. Die ersten Reihen, zu denen er als Infanterist zählte, wären dann wahrscheinlich gefallen. Aber er wäre zu diesem Opfer bereit gewesen. Nicht nur wir Kinder, auch mein Vater verdrehten immer die Augen, wenn Großvater erzählte. Für uns gehörte er ins allerletzte Jahrhundert. Zu Weihnachten schenkte er uns Fotos, auf denen er in Pickelhaube zu sehen war. Erinnerung an stolze deutsche Vergangenheit schrieb er auf die Rückseite.

Ich hatte nicht damit gerechnet, als ich im Frühjahr 1984 an die französische Kanalküste fuhr, dass zu dieser Zeit alle Hotels ausgebucht sein würden. Aber es waren aus den USA, aus Kanada, aus Großbritannien viele ehemalige Soldaten mit ihren Familien angereist. Mit Mühe bekamen wir noch in einer kleinen Pension unter dem Dach ein Zimmer unter der Bedingung, dass wir in dem dazugehörigen Bistro zu Abend essen würden.

Neben der Theke, an der einige Arbeiter im Blaumann standen, war nur noch wenig Platz für einige Tische, an denen sich zwei Menschen gegenüber sitzen konnten. Das Essen, immerhin gab es als Vorspeise Austern, war nicht schlecht. Der Tafelwein auch nicht. Mein Freund und ich unterhielten uns auf Deutsch. Nicht laut, aber angeregt.

Da drehte sich ein Arbeiter um, dreißig wird er vielleicht gewesen sein, und sagte in normaler Tonlage, überhaupt nicht aggressiv: »J'aime pas les Allemands – ich mag die Deutschen nicht.«

»Et pourquoi pas? – Und warum nicht?«, fragte ich genauso beiläufig.

Er überlegte einen Augenblick und antwortete dann: »J'sais pas. – Weiß ich nicht«, und wendete sich wieder seinem Wein-
glas zu.

Ein paar Jahre später fuhr Michael Gramberg, mein Kollege im ARD-Studio in Paris, mit dem Kamerateam in die Normandie. Als er einen Laden betrat und nach dem Weg fragte, wurde er sofort zur Tür hinausgewiesen. Hier bediene man keine Deutschen. Aber die Zeiten ändern sich. Die jungen Menschen heute haben Freunde überall auf der Welt.

Bevor Fritzsche ins Ministerium wechselte, hatte er jahrelang Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier als persönlicher Referent gedient. Die beiden kannten sich. Am 20. Juli 1944 waren sie als Mitglieder des militärischen Widerstands gegen Hitler gemeinsam im Bendlerblock, Sitz des Oberkommandos des Heeres, gewesen, später gemeinsam im Gestapo-Gefängnis, wo Gerstenmaier im Vorbeigehen Fritzsche zuflüsterte: »Wir kennen uns nicht.« Beide hatten überlebt.

Fritzsche wurde 1914 als Sohn eines Werkmeisters geboren. Sein Vater schippte in der Seeschlacht am Skagerrak Kohlen in den Kessel eines Kriegsschiffes, bei der letzten großen Flottenschlacht des 1. Weltkriegs, bei der 115 000 britische und 61 000 reichsdeutsche Schiffstonnen versenkt worden waren.

1933 machte Fritzsche Abitur als einer der Besten im Land Baden und fuhr mit Koffer und Geigenkasten nach Heidelberg zum Studium. Dort setzte er sich persönlich für Professor Arnold Bergsträsser ein, der von den Nazis von der Universität verjagt wird – und Fritzsche bekam Schwierigkeiten.

Später, als ich mit einem Tonband bei ihm erschien, sagte er: »Es gab zunächst persönliche Spannungen mit diesem oder jenem, wegen meines persönlichen Eintretens vor dem Reichs-

studentenfürer für den Professor Arnold Bergsträsser, der als angeblicher Jude von der Universität weggeschickt werden sollte. Das empfand ich erst einmal nur als Meinungsunterschied, aber nicht als einen Akt des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus.«

1936 promovierte Fritzsche über einen mittelalterlichen Fall von Revolte. Der Landvogt Peter von Hagenbach, der wie ein Tyrann geherrscht hatte, wurde vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Anhand dieses Vorfalles reflektierte Fritzsche über Tyrannenmord und natürliches Widerstandsrecht. Allerdings – rein theoretisch. Der Prozess gegen Peter von Hagenbach wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in der völkerrechtlichen Literatur als Vorläufer der Nürnberger Prozesse diskutiert.

Weil er wegen seines Einsatzes für Bergsträsser nicht an der Universität bleiben konnte, wurde Fritzsche Berufsoffizier. Zu seinem Glück wollte es der Zufall, dass er gleich nach seinem Rigorosum beim Infanterieregiment 9 in Potsdam antreten konnte. Dieses Regiment galt in der Wehrmacht als die vornehmste Adresse und wurde »Graf Neun« genannt, da viele Adlige in ihm dienten. Richard von Weizsäcker, sein ältester Bruder Heinrich, der am zweiten Tag des Polenfeldzuges fiel, Philipp von Bismarck, Wolf Graf Baudissin, später Vater der Inneren Führung in der Bundeswehr, gehörten zum IR 9, ebenso wie fast zwei Dutzend der Mitglieder des militärischen Widerstands um Claus Graf Stauffenberg.

Dann kam der Krieg.

Fritzsche war in Frankreich, in Warschau, in Russland, der Ukraine und Rumänien. Er wurde hochdekoriert, mit dem EK I, dem Deutschen Kreuz in Gold, dem Infanterie-Sturmabzeichen, dem silbernen Verwundetenabzeichen. Und Rumäniens König Michael ernannte ihn wegen Tapferkeit zum Ritter.

»Als ich nach dem Frankreichfeldzug 1940 nach Warschau

zum Oberkommando des Heeres kommandiert wurde«, erzählte er mir, »habe ich bestimmte Wahrnehmungen gemacht, die mich zutiefst verstörten ... Ich begegnete in einem Warschauer Café, wo die Musiker und hervorragenden Solisten der Warschauer Oper, die zerbombt war, nachmittags durch Konzerte ihr Brot verdienten, einem früheren Studienkameraden aus Heidelberg in Zivil. Logges Müller.«

Er hieß Logges wegen seiner blonden Locken.

»Wir aßen da unser Sahnebaiser und tranken eine Tasse Kaffee dazu. Und dann lud er mich in eine Villa am Rande der Stadt Warschau ein. Auf meine Frage, was er hier überhaupt zu tun habe, sagte er in seinem Mannheimer Dialekt: ›Isch bin von der Geeschtaapo.«

Meine Frage, was er denn überhaupt zu tun hatte, beantwortete er mit einem Beispiel: In dem Warschauer Vorort Praga war in der Nacht ein SS-Posten erschossen worden. Daraufhin ordnete der zuständige SS-Führer von Warschau an, dass in dem ganzen Gebiet jeder zehnte Mann zur Vergeltung zu erschießen sei. Logges Müller hatte offenbar die Aufsicht bei der Exekution. Was ihn besonders bedrückt hatte, war Folgendes: In diesem Geviert war ein Vorortbahnhof, und als da gerade ein Zug einfuhr, mit den ganzen Bauern und Bäuerinnen, die in Warschau ihre Eier und Hühner und ihr Gemüse loswerden wollten, mussten auch diese Leute auf dem Bahnhof antreten, und jeder zehnte Mann wurde erschossen.«

Die Begegnung hat Fritzsche damals so erregt, dass er einen Soldaten seiner Kompanie bestrafte, weil der einen Juden, der vor ihm nicht den Bürgersteig verließ, geohrfeigt hatte. Und spontan ließ er Mengen nicht verzehrten Kommissbrotes im Ghetto auf die Straße legen.

16 Jahre später begleitet Fritzsche als persönlicher Referent den Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier in dessen Wahlkreis. In der ersten Reihe bei einer Pressekonferenz in

Schwäbisch Hall sitzt Logges Müller, inzwischen Lokalredakteur vom *Haller Tageblatt*.

Fritzsche und Logges Müller machen die Nacht durch und erzählen sich von ihren Erlebnissen; der eine vom Widerstand, der andere von der SS.

Zwei Jahre später vergiftet sich Logges Müller in der Haft. Es hatte sich herausgestellt, dass er für die Ermordung von Juden in Polen verantwortlich war. Und er besaß wohl immer noch die Zyankali-Kapsel, die alle SS-Führer von Himmler abwärts bekommen hatten.

Zu der Zeit hatten Leute mit ähnlicher Vergangenheit wie Logges Müller schon längst die geheime Akte über Hans Fritzsche angelegt.

Aber Fritzsche ahnte es nicht. Obwohl es früh schon Zeichen gegeben hatte, die ihn hätten wachsam werden lassen müssen.

Aber er lebte doch in einem Rechtsstaat, überall herrschte Friede. Seit 1957 war er Mitglied der CDU. 1947 aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt, hatte er sein Staatsexamen an der Universität Freiburg gemacht und am Internat Birklehof bei Georg Picht gelehrt, bevor er in Bonn Referent des Bundestagspräsidenten Gerstenmaier wurde.

Aber Fritzsche hätte etwas ahnen können, denn als er nach dem Krieg 1948 noch einmal studierte, um das Staatsexamen für den Lehrerberuf zu machen, wurde er plötzlich in das Zimmer des Rektors der Freiburger Universität, Professor Constantin von Dietze, den er aus Zeiten des Widerstands kannte, gebeten. Von Dietze bedauerte, dass er Fritzsche hatte rufen müssen, aber zwei französische Offiziere in voller Uniform der *Suret * hatten darum gebeten. Sie nahmen Fritzsche in ihre Mitte, führten ihn durch die staunende Studentenschaft hindurch ab und setzten ihn in einem B uro der *Suret * fest.

Glücklicherweise erfuhr davon sein Freund Carl-Christoph Schweitzer, der während des Dritten Reichs emigriert war, in

Oxford studiert hatte und deshalb noch einen englischen Pass besaß (später wird Schweitzer SPD-Bundestagsabgeordneter und Professor in Bonn). Schweitzer drohte den Franzosen, wenn sie »den Fritzsche nicht sofort freilassen, dann veranstalte ich eine ganz große Sache und einen Protest«.

»Warum sind Sie festgesetzt worden?«, fragte ich ihn.

»Ja, ich hab mich dann mit den Franzosen, die übrigens in der Zwischenzeit bei mir eine Haussuchung in meiner Studentebude gemacht hatten, sehr nett unterhalten. Und sie haben mir gesagt, ich sei denunziert worden. Ja, sage ich, von wem denn? Das sei *organisation spéciale*, sagten sie. Und als ich weiterbohrte, bekam ich nur noch heraus, es seien ehemalige SS-Männer in ihrem Dienste. Das war ein sehr interessantes Erlebnis.«

Nicht nur die Franzosen, auch die Amerikaner, die Sowjets und andere Staaten haben Nazi-«Fachleute« nicht nur in ihre Geheimdienste integriert. Selbst Verbrecher wie Josef Mengele, der berühmte KZ-Arzt, genannt »Todesengel von Auschwitz«, wurde einige Zeit lang von den US-Behörden geschützt.

Es hat noch lange gedauert, bis die deutschen Dienste sich dazu bekannt haben, auch Verbrecher aus der Nazi-Zeit angestellt zu haben. Der BND beschäftigte sogar den früheren SS-Mann Walter Rauff, den Erfinder der »Gaswagen« zur systematischen Ermordung von Menschen. Und von 1954 bis 1972 wurde der Verfassungsschutz von Hubert Schrübbers geleitet, einem Mann, der im Dritten Reich als schrecklicher Staatsanwalt die Ermordung von Juden in Kauf genommen hat.

Später, als Hans Fritzsche von der geheimen Akte erfahren hatte, fragte ich ihn, was ihn wohl in den Augen der Dienste verdächtig gemacht habe. Schließlich sei er doch seit 1957 sogar Mitglied der CDU.

Fritzsche überlegte einen Moment, dann holte er weit aus: »In der Gefangenschaft in Russland bin ich immer mehr zu der

Überzeugung gekommen, dass Deutschland in Zukunft eine Politik zu treiben habe, die nicht nur gegenüber den Westmächten friedlich sein müsse, sondern wir müssten auch – davon bin ich heute noch überzeugt (1974) – zu einem vernünftigen Verhältnis gegenüber der Sowjetunion kommen, die ja im übrigen angegriffen wurde und – wie man sagt – ungefähr zwanzig Millionen Tote zu beklagen hatte und eine zerstörte Landschaft von Leningrad im Norden bis nach Rostow im Süden, und schließlich sind drei Millionen russische Kriegsgefangene in Deutschland umgekommen. All diese Tatsachen brachten mich zu der Überzeugung, dass wir politisch neutral bleiben müssten. Und damit befand ich mich ja in guter Gesellschaft. Damit meine ich nicht nur den bisherigen Bundespräsidenten Heinemann. Ich habe diese Auffassung schon damals vertreten und glaubte auch als Überlebender des 20. Juli meine Meinung dazu sagen zu dürfen. Aber das ging beinah böß aus für mich. Das Recht der freien Meinungsäußerung war zwar in der Verfassung garantiert. Das hieß aber noch lange nicht, dass man seine Meinung auch ohne Risiko frei äußern konnte.«

Für die Nazis war ein Mann des Widerstands mit politischem Verstand vergleichbar mit einem Nationalbolschewisten.

Und nicht nur ehemalige Nazis dachten so. Selbst das DDR-Braunbuch wurde von der gesamten regierenden Klasse in Bonn als »kommunistisches Propagandawerk« diffamiert, eine Neuauflage sogar auf der Frankfurter Buchmesse 1967 beschlagnahmt. Die Bundesregierung behauptete einfach, die Vorwürfe träfen nicht zu. Im Klima des Kalten Krieges war es schlimmer, ein Kommunist zu sein als ein ehemaliger Nazi.

Von wegen Kalter Krieg: Die letzten deutschen Gefangenen waren erst 1955 aus Sibirien zurückgekehrt. Der Aufstand in Ungarn, 1956, war blutig niedergeschlagen worden, und als im August 1961 die Mauer gebaut wurde, fürchtete selbst mein

Vater, zu der Zeit Ostreferent im Auswärtigen Amt in Bonn, es könne zum Krieg kommen. Aus Angst vor solchen Unwägbarkeiten hatte er sich, sobald er es sich leisten konnte, einige Goldmünzen zugelegt, mit denen er hoffte, auf der Flucht die erste Notzeit überbrücken zu können.

Meinem Bruder und mir, die wir im Sommer 1961 auf einer Trampreise durch Griechenland das Abenteuer suchten, schrieb er postlagernd nach Athen, im Falle eines Krieges würden wir uns in Basel bei Bekannten wiedertreffen. Er teilte uns die Adresse in der Schweiz mit und bat uns, erst dann aus Griechenland zurückzukommen, wenn er uns Entwarnung geben würde. Die kam dann allerdings schon Anfang September – und vorher wollten wir ohnehin nicht zurückreisen.

Bei einer Einladung ist es ja manchmal so: Die meisten Gäste sind schon vor Mitternacht gegangen. Es ist Freitagabend, die Woche war lang, fast alle sind müde. Doch der Hausherr zog den Korken aus einer weiteren Flasche und meinte, ich solle ruhig noch bleiben, jetzt werde es gemütlich.

Und dann haben wir geredet.

Irgendwann erhob sich die Hausherrin und ging zu Bett. Irgendwann schlief ich auf einem Sofa ein. Als ich wieder aufwachte, hörte ich ein Klappern aus der Küche, und es roch nach köstlicher Hühnersuppe. Am Samstag kam neuer Besuch. Aber es war immer noch genügend Wein im Eisschrank. Wir tranken in Maßen, denn wir hatten ja gerade erst angefangen zu reden. Wann hatte ich schon solch einen Zeitzeugen getroffen, dazu einen hochgebildeten und lustigen, der sich mit mir, einem unbedarften Studenten, unterhielt.

Ich wollte wissen, wie er zum Widerstand gestoßen war.

Den Zugang zum Kreis um Claus Schenk Graf von Stauffenberg erhielt Fritzsche über Fritz Graf von der Schulenburg, ehemals stellvertretender Polizeichef von Berlin, später – obwohl

zwölf Jahre älter – nur Oberleutnant in Fritzsches Bataillon in Potsdam.

Am 20. Juli 1944 steht Hauptmann Dr. Hans Fritzsche um sechs in seiner Wohnung unter dem Offizierskasino in Potsdam auf. Wegen einer Kriegsverletzung kann er den linken Arm kaum bewegen, deshalb ist er nicht an der Front.

Wie jeden Morgen macht sich Hauptmann Fritzsche zurecht, zieht die Uniform an und begibt sich zum Dienst. Am Vormittag klingelt das Telefon im Geschäftszimmer des Bataillons. Kommandeur Major Meyer, im Zivilberuf Geschäftsführer des Deutschen Städtetages, nimmt ab. Am anderen Ende meldet sich Hauptmann Klausung. Er sagt: »Die Zigarrenspitze wird abgeschnitten!«

Major Meyer meldet den mysteriösen Anruf den Zigarrenrauchern Hauptmann Fritzsche, den Oberleutnants von Kleist, von Hammerstein und Oppen. Für sie ist dieses Stichwort die Vorwarnung.

Es ist Mittag.

Hauptmann Fritzsche und die drei Oberleutnants fahren mit der S-Bahn zum Hotel Esplanade in der Nähe des Berliner Tiergartens.

Sie nehmen eine Kleinigkeit zu sich und harren eines zweiten Anrufs. Besitzer des Hotels ist Regimentskamerad Major von Frankenberg, eingestuft als »zuverlässig«. Sie sind aufgeregt. Als ein kugelrunder General durch das Hotelfoyer walzt, sagt Kleist im Übermut: »Sollen wir dem nicht durch den Bauch schießen?«

Gelänge der Anschlag auf Hitler, sollte Hauptmann Fritzsche – diesen Auftrag hatte er persönlich von Stauffenberg erhalten – an der Spitze von Truppen aus der Umgebung Berlins das Regierungsviertel besetzen. Dass die Truppen seinem Befehl folgen würden, dafür gibt es keine Garantie, doch Stauffenberg zweifelt nicht am Gehorsam der Soldaten.

»Er lebte genau wie wir alle damals in dem Bewusstsein, dass Befehle auszuführen sind«, sagte mir Fritzsche. »Und er erhoffte sich, dass seine Befehle, solange er in der Lage wäre, welche zu erteilen, auch ausgeführt werden, ohne dass darüber diskutiert würde. Er setzte damit auf den allgemein gültigen Begriff Gehorsam und hoffte, so seine Aktionen durchzusetzen.«

Am selben Tag erzählte ich Fritzsche, dass ich eine Seminararbeit bei den Soziologen zum Thema »Staatsstreich« geschrieben hätte. Das war Mitte der sechziger Jahre. Ganz naiv und ohne Emotionen hatte ich nach den abstrakten Thesen, die ich in einem Lehrbuch über das Gelingen eines Staatsstreichs gelesen hatte, das Vorgehen der Attentäter am 20. Juli 1944 beurteilt. Einige Fehler lagen auf der Hand: Wer einen Staatsstreich plant, muss als Erstes über die Kommunikationsmittel verfügen, also die Radiosender besetzen. Das hatten die Widerständler in Berlin nicht geplant. Und tatsächlich war ja spätestens mit der abendlichen Radioansprache von Hitler der Versuch des Umsturzes auch gescheitert.

Ich fand mich damals sehr mutig.

Aber dann kam Professor Gottfried Eisermann, der auf den ersten Lehrstuhl für Soziologie in Bonn berufen worden war, in den Hörsaal. Er trat ans Pult und sagte: »Heute haben wir einen Klassenkämpfer unter uns. Deshalb wird in dieser Stunde keine Arbeit vorgetragen.« Als ich Professor Eisermann nach dem Seminar ansprach, wollte er mit mir nicht diskutieren. Er sagte nur, während er seine Aktentasche einräumte, die Arbeit würde benotet. Ich erhielt ein »ausreichend« und damit den Seminarschein. Mir reichte das.

Jetzt wollte ich von Hans Fritzsche wissen, weshalb die Rundfunkzentrale am 20. Juli nicht besetzt worden war.

»Ich glaube, die Sache mit der Vernachlässigung des Rund-

funks war eine reine Panne«, sagte Fritzsche. »Ich bin überzeugt, dass der Befehl von uns an irgendeine Kompanie, die Rundfunkstation in der Masurenallee in Berlin zu besetzen und dort einen Sprecher von uns ans Mikrophon zu bringen, ausgeführt worden wäre. Diese Sache wäre geglückt. Das ist offensichtlich in der Aufregung der Ereignisse versäumt worden.«

Um 15 Uhr 35 kommt der ersehnte Anruf.

Fritzsche und seine drei Kameraden machen sich zu Fuß auf den Weg zur Bendlerstraße. Als sie beim Oberkommando des Ersatzheeres eintreffen, warten dort in einem kleinen Dienstraum der Bruder von Oberst Stauffenberg, Eugen Gersentmaier und auch Fritzsches Regimentskamerad Fritz Graf von der Schulenburg, genannt Fritzi.

Um 15 Uhr 50 löst General Olbricht den Plan »Walküre« mit dem Stichwort »Deutschland« aus. Mit diesem Befehl soll der Staatsstreich eingeleitet werden. Olbricht meldet dem Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, Generaloberst Fromm, der Führer sei tot. Fromm fragt bei General Keitel im Führerhauptquartier zurück und erfährt von dem Attentat. Der Führer sei aber nur leicht verletzt.

16 Uhr 20. Fromm befiehlt, den Walküre-Befehl nicht auszulösen. Stauffenberg trifft ein. Olbricht berichtet, er habe Walküre schon ausgelöst. Fromm weigert sich, die Putschisten zu unterstützen. Hauptmann Fritzsche wirkt an der Verhaftung Fromms mit. Generaloberst Beck fordert die Mitverschworenen auf zu handeln, als ob Hitler tot wäre. Um 17 Uhr 30 werden die außerhalb von Berlin liegenden Truppen alarmiert. Auch in Wien und Paris läuft die Aktion an.

Um 17 Uhr 42 sendet der Rundfunk zum ersten Mal die Meldung: Hitler lebt.

Um 19 Uhr telefoniert Generaloberst Beck mit Generalfeldmarschall von Kluge in Paris. »Ich konnte mit einem beson-

deren Kopfhörer das Gespräch mithören«, erzählte mir Fritzsche. »Beck sprach Kluge an als seinen Kriegskameraden vom 1. Weltkrieg. Aus diesem Kameradschaftsgefühl heraus appellierte er an ihn, führte ihm in wenigen, knappen Sätzen den bevorstehenden Untergang Deutschlands vor Augen und wies auf den Verbrecher an der Spitze hin. Kluge sagte: ›Hitler lebt. Ich habe meine eigenen Nachrichten. Ich kann nicht mitmachen.« Beck legte verzweifelt den Hörer auf.«

Bewaffnete Offiziere, die in den Putsch nicht eingeweiht waren, verhafteten die Mitglieder des Widerstands. Aber sie wissen nicht, wer alles dazugehört.

Fritzsche, so schildert er es, hatte unsägliches Glück.

»In diesem Moment tritt ein bejahrter weißhaariger Oberst auf mich zu und fragt in österreichischem Dialekt, was hier los sei. Er sei von der Dienststelle der Wehrmachtspropaganda hierhergerufen worden. Ich sage zu ihm: ›Ich weiß auch nicht, Herr Oberst. Ich empfehle Herrn Oberst sofort zur Dienststelle zurückzugehen. Ich werde Herrn Oberst begleiten.« Er stimmte erleichtert zu, ich begleitete ihn die Treppe hinunter bis zur Wache, dort stand schon bewaffnete Verstärkung, auch an SS-Männer erinnere ich mich dunkel; den Oberst ließ man passieren, weil man ihn ja schon eben beim Hineingehen gesehen hatte. Mich fuhr man an: ›Und wer sind Sie?‹ Ich antwortete schnell: ›Ich bin der Adjutant von Herrn Oberst‹, folgte ihm und draußen war ich.«

Von weitem hört Hauptmann Fritzsche die Schüsse. Stauffenberg und andere Widerständler werden hingerichtet.

Mit der letzten S-Bahn erreicht er Potsdam. Kurz nach ein Uhr betritt er das Offizierskasino. Oppen wartet auf ihn. Er ist auch entkommen. Stille. Das Radio läuft. Der Führer spricht.

Fritzsche wird ein paar Tage später von der Gestapo verhaftet. Einige Monate sitzt er in verschiedenen Gefängnissen. Doch wieder hat er Glück. Sein Chef beim IR 9, Major Meyer, ent-

sendet einen Infanteriefeldwebel, der das Band des Blutordens trägt. Er hatte am Hitlerputsch 1923 teilgenommen und deshalb das Recht zum Immediatvortrag bei Hitler und Himmler. Er bürgt für Fritzsche, der wird freigelassen und an die Front geschickt. Er gerät in russische Gefangenschaft. Dort wird er von den Offizieren der Wehrmacht als Verräter bedroht. 1947 wird er schließlich entlassen.

Von unseren Gesprächen Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre ist es noch lange hin bis zu der Rede des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985. Er hält zum vierzigsten Jahrestag des Kriegsendes eine bis heute nicht vergessene Rede, sagt den inzwischen oft zitierten Satz: »Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.«

»War es wirklich ein Tag der Befreiung?«, habe ich Richard von Weizsäcker bei einem unserer zahlreichen Treffen gefragt und hinzugefügt, dass die Mehrzahl der Deutschen sich als Besiegte empfunden haben, nicht als Befreite.

Dafür mag das Schicksal von Hans Fritzsche zeugen. Denn er hatte mir gesagt: »Viele Leute traf ich, sei es im privaten oder auch im dienstlichen Bereich, für die war der 20. Juli eben immer noch der unberechtigte Aufstand gegen den Obersten Kriegsherren mitten im Krieg; die Dolchstoßlegende wurde aufgewärmt, im Grunde sei es eben doch Hoch- und Landesverrat gewesen und deshalb nicht zu rechtfertigen. Nun, ich glaube aber, das ist eine Generationenfrage.«

Ein wenig unwirsch antwortete mir Richard von Weizsäcker, natürlich sei es eine Befreiung gewesen. Zum Beispiel für ihn. Man durfte endlich wieder sagen, was man wollte, und kam dafür nicht mehr in Gestapo-Haft, etc.

Ja, das Kriegsende ist objektiv eine Befreiung gewesen.

Und dies in seiner Rede vom 8. Mai 1985 für das Geschichtsverständnis der kommenden Generationen festlegt zu haben, ist das große Verdienst von Richard von Weizsäcker.

Doch subjektiv haben diejenigen, die ihr Leben im Widerstand gegen das Nazi-Regime riskiert haben, nicht empfunden, dass sich das deutsche Volk befreit fühlte und denjenigen dankte, die für die Befreiung von den Nazis gekämpft hatten.

Im Frühjahr 2007 moderierte ich in Berlin eine Veranstaltung zum hundertsten Geburtstag von Helmuth James Graf von Moltke, der ein »Motor« des politischen Widerstands, genannt »Kreisauer Kreis«, gewesen war, mit Eugen Gerstenmaier gemeinsam von dem Präsidenten des Volksgerichtshofes Roland Freisler vor dem Volksgerichtshof angeklagt und im Januar 1945 hingerichtet worden war. Mit auf dem Podium saß Richard von Weizsäcker, in der ersten Reihe des Publikums hatte Moltkes inzwischen 96 Jahre alte Witwe Freya Platz genommen.

Als ich wieder hartnäckig das Thema »befreit oder besiegt?« aufbrachte und Freya von Moltke fragte, wie sich das deutsche Volk zu Kriegsende ihr gegenüber verhalten habe, da stand sie auf und rief zornig mit kräftiger Stimme: »Verräter! Verräter wurden wir beschimpft!« Deshalb war sie 1947 nach Südafrika in die Heimat ihrer verstorbenen Schwiegermutter gezogen, später dann in die USA, wo sie 2010 gestorben ist.

Zurück zur geheimen Akte über Hans Fritzsche.

Der Hauptmann des IR 9, der am 20. Juli im Zentrum des Staatsstreiches gestanden hatte, war nach dem Krieg geradezu beseelt von dem Gedanken, alles tun zu müssen, um zu verhindern, dass sich eine solche Zeit wiederhole.

»Wäre es da nicht sinnvoll gewesen, zur Bundeswehr zu gehen, als die aufgebaut wurde?«, fragte ich ihn. »Hätte ein

Widerständler unter den Offizieren der Bundeswehr nicht gut angestanden?»

»Ja, eigentlich hatte ich einen Wiedergutmachungsanspruch auf Wiedereinstellung in die Bundeswehr. Man hat mir das auch schriftlich mitgeteilt. Aber als ich dann die ersten Fühler ausstreckte, merkte ich deutlich eine Aversion gegen die Überlebenden vom 20. Juli. Einige aus der Spitze haben sich aus politischen Gründen dazu bekannt; denn etwas gegen den 20. Juli zu sagen, war einfach in den Nachkriegsjahren nicht opportun.

Aber die Äußerung des Sicherheitsbeauftragten, des Vorgängers des Verteidigungsministers, Theo Blank, als der sagte, wir hätten schon zu viele vom 20. Juli in der Bundeswehr, sprach doch Bände.«

Zu viele: Da war kein Einziger!

»Wie wurde in der Bundeswehr das Phänomen des 20. Juli behandelt?»

»Offiziell wurde die Formel gefunden, die dann General Heusinger vortrug, dass die Männer des 20. Juli in einer einmaligen, nie wiederkehrenden Situation gehandelt hätten, und dass man ihre Motive zu würdigen hätte, dass aber die Motive derer, die bis zum Schluss mitgemacht hätten, auch zu würdigen seien.«

General Heusinger befand sich im Führerhauptquartier, als die Bombe explodierte. Später erhielt er das goldene Verwundetenabzeichen eigenhändig von Hitler für beim Attentat erlittene Verletzungen.

Selbst 2012 weiß die Bundeswehr noch nicht, wie sie Stauffenberg ehren soll. Auf Beschluss von Verteidigungsminister Thomas de Maizière soll die einzige deutsche Kaserne geschlossen werden, die den Namen Stauffenbergs trägt. Die Familie des Widerständlers hat es aus der Zeitung erfahren. Der ehemalige Generalinspekteur der Bundeswehr Wolfgang Schneiderhan, jetzt ehrenamtlicher Vorsitzender der Stauffenberg-Gesellschaft Baden-Württemberg, forderte immerhin eine überzeugende

Alternative: »Sie muss deutlich machen, dass der Widerstand gegen die Nazi-Diktatur eine bedeutende Traditionslinie der Bundeswehr ist.«

Schließlich hat Hans Fritzsche von der geheimen Akte erfahren. Er war völlig außer sich, als ich wieder einmal abends zu ihm kam. Einige Tage zuvor hatte sein Vorgesetzter an der Tür seines Dienstzimmers im Bundesfamilienministerium geklopft. Mit ernster Mine übergab der Ministerialdirigent ihm dann einen Leitzordner mit Dokumenten des Verfassungsschutzes und forderte Fritzsche auf, sich nach dem Studium der Akten dazu zu äußern.

Da stand nun, Fritzsche habe nie etwas mit dem 20. Juli zu tun gehabt, sei auch nie »Kommandeur« gewesen, sondern in Wirklichkeit als kommunistischer Agent anzusehen. Aus den Akten ging hervor, dass irgendjemand ehemalige Mitgefangene im russischen Lager gebeten hatte, Fritzsche zu beurteilen. Und die sagten, was sie Fritzsche schon in der Gefangenschaft vorgeworfen hatten: Er sei ein Sowjet-Bolschewik.

Fritzsche empört sich gegenüber seinem Chef, doch der Ministerialdirigent hat noch nie ein Buch über den 20. Juli gelesen, was er freimütig zugab, obwohl er eine Zeit lang Referent für politische Bildung in einem Ministerium gewesen war.

Inzwischen hatte ich mein juristisches Staatsexamen abgelegt und meine ersten Gehversuche als Hörfunkjournalist unternommen. Aus unseren Gesprächen, die ich mit dem Tonband aufzeichnete, ist dann 1974 ein am 30. Jahrestag des 20. Juli gesendetes Hörfunkfeature entstanden.

Aus der geheimen Akte erfährt Hans Fritzsche nicht nur die Namen der Denunzianten, sondern auch, was der Verfassungsschutz alles gegen ihn unternommen hatte.

»Ich wurde observiert, und mein Telefon wurde abgehört«,

erzählte er mir. »Als ich dann Persönlicher Referent des Bundestagspräsidenten geworden war, da war das nicht mehr aufzuhalten. Ich wurde von Bekannten gewarnt, die gehört hatten, in Köln seien Leute, von denen einer gesagt habe, er würde sich nicht scheuen, mich über den Haufen zu schießen. Das alles waren Gegner der Aufständischen vom 20. Juli. Sie glaubten, hier einen Überlebenden schlicht fertigmachen zu können.«

Fritzsche, inzwischen vom Bundespräsidenten mit einem hohen Orden ausgezeichnet, wurde mit allen Mitteln durchleuchtet. Man setzte, wie er sagte, sogar »Weiber« auf ihn an, die sich in seiner Wohnung umsehen sollten, um zu erfahren, welche Bücher er, der promovierte Historiker, lese.

»Um mal diese Methoden, die hier angewendet worden sind, zu charakterisieren: Ich habe herausbekommen, dass sogar eine Rolle spielte, was in meiner Bibliothek stand. Ich empfand es sogar als Pflicht eines historisch gebildeten Menschen, selbstverständlich auch die marxistische Literatur zu studieren. Ich wollte wissen, was Trotzki und Stalin eigentlich wollten und wie die Geschichte Russlands sich abgespielt hatte vor und nach der Oktoberrevolution. Selbstverständlich stehen die Bücher in meinem Schrank neben Ranke und Treitschke und neben den großen Historikern des 19. Jahrhunderts.

Das Bezeichnende ist, dass man von den Büchern, die in einem Regal stehen, Rückschlüsse zieht auf die politische Gesinnung eines Menschen. Im Dritten Reich hat man ja bekanntlich diese Bücher beschlagnahmt. Kein Richter, kein höherer Beamter, kein Parlamentarier würde zugeben, dass Gesinnung verfolgt wird. Dass man aber vielfach Leuten mit einer bestimmten Gesinnung, die man nicht mag, unmerklich die Möglichkeit nimmt, ihre Meinung frei zu äußern, darüber besteht kein Zweifel für mich.«

Es war 1974, und wir sprachen darüber, dass nun, zum dreißigjährigen Gedenken, von prominenten und angesehenen

Leuten feierliche Reden gehalten würden. Fritzsche zeigte sich nachdenklich. Da würden sich die Witwen versammeln, einige wenige Überlebende: »Das ist ja alles schön und gut, aber ich stelle doch die Frage, ob es dem Sinne der Opfer nicht nur des 20. Juli, sondern des gesamten Widerstands gegen Hitler entspricht, wenn so ein Mann wie Lischka, dieser Judenreferent aus Paris, aus der Besatzungszeit, wenn der hier friedlich frei herumläuft. Man kann natürlich sagen, von juristischem Standpunkt geht das alles in Ordnung, aber dann muss man an den Gesetzen eben etwas ändern. Denn dass die Verbrecher, die immerhin den Ruf des deutschen Volkes beschmutzt haben, dass diese Verbrecher zur Rechenschaft gezogen werden müssen, das war einhellige Meinung aller Beteiligten des 20. Juli.«

Kurt Lischka, den Fritzsche meinte, war ehemals Gestapo-Chef von Paris und maßgeblich beteiligt an der Deportation von mindestens 73 000 Juden und der Erschießung von Tausenden von Geiseln in Frankreich. Dort wurde er in Abwesenheit zu lebenslanger Zwangsarbeit verurteilt. Nach dem Krieg arbeitete Lischka in Köln, wo ihn 1971 Beate Klarsfeld aufspürte. Gemeinsam mit ihrem Mann plante sie Lischkas Entführung nach Frankreich. Die Entführung misslang, und das Ehepaar Klarsfeld wurde in Paris zu zwei Monaten Haft verurteilt.

Doch in der Bundesrepublik lief Lischka frei herum, weil ein – dem ehemaligen Gestapo-Chef gleichgesinnter – Bundestagsabgeordneter der FDP, Ernst Achenbach, jahrelang eine Gesetzesnovellierung verhinderte, wonach Lischka auch in Deutschland hätte zur Verantwortung gezogen werden können. Sittlich war das nicht zu rechtfertigen. Erst 1975 hat der Bundestag schließlich die Gesetzesänderung vorgenommen. Lischka wurde 1979 in Köln vor Gericht gestellt und zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Zwei Drittel der Strafe musste er absitzen.

Mich hat es damals nicht gewundert, dass in den Diensten, auch in der Polizei, die Gedanken des Dritten Reichs von so

manchem noch lebendig gehalten wurden. Als Mitarbeiter der Fernsehsendung Monitor verfolgte ich seit 1969 die Entwicklung des Rechtsradikalismus in Deutschland und erfuhr bei meinen Recherchen, dass die neonazistische Wiking-Jugend (die erst 1994 verboten wurde) zwischen Weihnachten und Neujahr regelmäßig militärische Trainingslager in der Röhn abhielt. Ich fuhr Weihnachten 1971 mit einem Kamerateam dorthin, und wir konnten die Truppe drehen, als sie aus dem Wald herausmarschierte. Aber dann wurden wir von ihnen überfallen, sie gingen mit großen Fahrtenmessern auf uns zu, entriessen dem alten Kameramann die Kamera, brachen sie mit Gewalt auf, rissen den Film heraus und zerstörten sie. Wir flohen mit dem Kamerawagen, meldeten das Ereignis der Kriminalpolizei in Fulda. Dort aber sagte uns der diensthabende Kriminalbeamte nur: »Die Jungs kommen seit Jahren hierher. Alles verläuft immer friedlich. Aber jetzt kommen Sie, schon gibt's Ärger.« Als wir anboten, die Täter zu identifizieren, wurden wir mit den Worten abgewiesen: »Das erledigen wir schon allein.« – Die Sache war auch bald erledigt und die Strafverfolgung vom Staatsanwalt eingestellt.

Erst im Jahr 2011 hat der Verfassungsschutz beschlossen, die Nazi-Vergangenheit seiner einstigen Mitarbeiter aufzuarbeiten.

Eines gab mir aber 2011 noch zu denken: Von den drei Mitgliedern der Terrorzelle der Neonazis in Zwickau, die mindestens zehn Menschen ermordet haben, wusste der Verfassungsschutz nichts. Aber er überwacht zwei Dutzend Bundestagsabgeordnete der Linken, so als wollten sie die Verfassung aus den Angeln heben.

Hans Fritzsche hat sich nie in seinem Leben arrangiert. Sein Leben war nicht von der Sucht nach Erfolg oder Karriere bestimmt, sondern von Werten. Zum vierzigsten Gedenktag des 20. Juli zeichnete er seine Erinnerungen auf unter dem Titel

»Ein Leben im Schatten des Verrats«, darin schreibt er, dass ein
»Wort« ihn »Zeit meines Lebens bewegt« hat:

»J. G. Fichte hat den kategorischen Imperativ Kants auf die
Liebe zum Vaterland umgedeutet:

›Und handeln sollst du so, als hinge
von dir und deinem Tun allein
das Schicksal ab der deutschen Dinge,
und die Verantwortung sei dein!«

Freyheit. Das Lebensmotto des Kabarettisten im KZ

»Es gibt also Leute, die behaupten, ich sei gegen die Nazis gewesen«, sagte Werner Finck, »das sind Verleumdungen. Was ich natürlich zugeben muss, ist etwas anderes: Die Nazis waren gegen mich.«

Sie steckten ihn schon 1935 ins Konzentrationslager – wegen seiner Witze über sie.

Er beherrschte die Kunst, das Wort als Waffe zu nutzen, wie kaum ein anderer. So begann er häufig einen Satz, stockte und drehte ihn im zweiten Halbsatz um seine Achse. Das möge man ihm nachsehen, den Grund dafür erklärte Finck einmal scherzhaft so: »Das habe ich mir damals angewöhnt in der schrecklichen Zeit des Dritten Reichs. Wenn ein Gauleiter mit mir sprach, dann sagte ich erst mal einen halben Satz und wartete, wie das bei ihm wirkt. Dann konnte ich das Ende immer noch reparieren. Auf diese Weise ist mir manches erhalten geblieben«, und dann zeigte er auf seinen Hals, »was ich heute noch gut gebrauchen kann.« Und gern fügte er dann hinzu, dass er Politiker beneide, die flüssig sprächen, »meistens sogar überflüssig. Ich muss so oft über das nachdenken, was ich sage. Das hält natürlich kolossal auf.«

Schon während des Dritten Reichs war er ein äußerst populärer Mann, obwohl er immer wieder eingesperrt wurde. Seiner

Beliebtheit tat das keinen Abbruch, sodass er selbst im Gefängnis von den Wärtern mit Respekt behandelt wurde. Nach dem Attentat vom 20. Juli stellte die Gestapo fest, dass viele Offiziere, die zum Kreis der Attentäter gezählt wurden, auf vertrautem Fuße mit Finck gestanden hatten. Also wollte ihn die Gestapo verhaften. Doch Finck hatte Unterschlupf bei der Wehrmacht gesucht, und als SS-Mann Reinhard Heydrich, Chef des Reichssicherheitshauptamtes, auf Bitten von Goebbels dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, einen hohen SS-Rang anbot und ihn gleichzeitig ersuchte, Finck aus der Wehrmacht zu entlassen, zeigte der ausnahmsweise Rückgrat, lehnte den SS-Rang mit Empörung ab und weigerte sich gleichzeitig, Finck der Gestapo auszuliefern. So kam Finck nur in ein Wehrmachtsgefängnis und wurde tagsüber der Gestapo zum Verhör überlassen.

Im Wehrmachtsgefängnis stand seine Zellentür stets offen, immer wieder kamen gelangweilte Schließer zu ihm, lehnten am Türrahmen, um sich bei dem prominenten Gast die Zeit zu vertreiben, weil er so freundlich und geistreich zu jedermann war. Aber mit der Zeit wurde Finck diese Beanspruchung doch etwas lästig. Er hatte von draußen Bücher über Pascal und Kierkegaard erhalten, sammelte Material für eine Geschichte des Komischen, schrieb Gedichte und Geschichten. Eines Abends wollte ihm der Gefängnisschreiber neue Bücher bringen, doch er fand die Zellentür von innen verschlossen. Er klopfte, hörte ein dumpfes »Augenblick, bitte«, einen Schemel rücken, Schritte, dann öffnete der Zelleninsasse und bot den Gast freundlich hinein, und Finck verschloss die schwere Tür hinter ihm wieder sorgfältig mit Hilfe von zwei Nägeln und einem Bindfaden.

Als ich erfuhr, dass Werner Finck im Herbst 1967 als Ehrengast auf dem Bundespresseball in Bonn sein würde, beschloss ich sofort, ihn anzusprechen. Ich war damals zwar noch Student,

aber es gehörte in unserer Clique zu den Mutproben, sich auch ohne Einlasskarte beim Bundespresseball in der Beethovenhalle einzuschleichen. Voraussetzung war der Besitz eines Smokings. Den hatte mir ein Nennonkel geschenkt, als ich zum Studium in die USA aufbrach, denn »dort brauchst du das«, hatte er – gegen den Protest meines Vaters – gesagt.

In den frühen sechziger Jahren gab es noch wenig Sicherheitskontrollen, an Terroristen, an Gewalttäter dachte niemand, nicht einmal im Traum.

So hatten wir schnell herausgefunden, dass es eine ganz einfache Möglichkeit gab, gegen zehn oder halb elf in die Beethovenhalle zu gelangen. Denn um diese Zeit gingen manche männlichen Gäste mit den Ballgeschenken zum Auto, um sie dort abzulegen, und so musste man sie nur imitieren. Schnellen Schritts rauschte man an den Kartenkontrolleuren am Eingang vorbei, vielleicht mit dem Satz: »Ich habe eben nur die Ballgeschenke ins Auto gebracht!«

Das hatte im Jahr zuvor noch gut geklappt.

Da war Hildegard Knief Ehrengast beim Presseball gewesen. Anders als heute, wo Unternehmen ihre wichtigsten Anzeigenkunden zum Presseball nach Berlin einladen und – außer dem Bundespräsidenten und seiner Frau – kaum noch ein Politiker dort auftritt, mischten sich damals die wichtigsten Journalisten aus der ganzen Republik mit der gesamten politischen Klasse. Kanzler, Minister, Bundespräsident, alle folgten der Einladung.

Ich wurde Justizminister Richard Jaeger vorgestellt und fragte ihn: »Darf ich den Kopf aufbehalten?« – Kopf-ab-Jaeger war der Spitzname des Ministers, weil er für die Todesstrafe eintrat.

Hildegard Knief saß neben Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier, und ich sagte einem Freund: »Dem spanne ich jetzt die Knief aus!«, was ich auch tat.

Klar, Mutprobe!

Ich trat an den Ehrentisch, unterbrach den Bundestagsprä-

sidenten, der mich kannte, und sagte über seinen Kopf hinweg zur Knef, die vorher gesungen hatte: »Gnädige Frau, sie waren prima.« Gerstenmaier fuhr mich gleich an, ob ich denn über keinen größeren Wortschatz verfüge als »prima«! Ich setzte mich mit an den Tisch, was Gerstenmaier gar nicht gefiel, deshalb forderte er sie zum Tanzen auf.

Er sagte: »Ich glaube, wir sollten uns dem Publikum zeigen.«
Daraufhin die Knef: »Wie, wollen Sie jetzt singen?«

Franz-Josef Strauß kam vorbei und sprach sie auf Englisch an. Daraufhin antwortete die Knef: »Sie haben einen entsetzlichen Akzent. Reden Sie lieber Deutsch«, und wechselte an den Tisch von FDP-Chef Erich Mende, der zum Frack um den Hals schon einmal das Ritterkreuz trug, das Adolf Hitler 1939 nach dem Angriff auf Polen gestiftet hatte. Es war der populärste Orden der Nazis gewesen und Ritterkreuzträger hochgeachtete Personen. Das kam bei den liberalen Wählern in den sechziger Jahren nicht schlecht an. Denn viele Männer konnten sich mit Mendes Biographie identifizieren: Schule, Wehrmacht, Front, Verwundung, Gefangenschaft, Heimkehr, Wiederaufbau, Karriere.

Ich zog eine Runde durch die Säle, und als ich eine halbe Stunde später wieder vorbeikam, umarmte mich die Knef, als wäre ich ein alter Freund. Sie wollte aber nur aus den Fängen der Politiker entfliehen. Wir tanzten, dann sagte sie: »Kommen Sie mit, wir fahren ins Maternus.«

Im Restaurant Maternus in Bad Godesberg herrschte die berühmte Wirtin Ria. Ich quetschte mich in den Wagen mit Hildgard Knef und ihrem Mann David Cameron, mit Max, ihrem Maskenbildner, und noch einem Ehepaar. Ria ließ auffahren: Wein, Kaviar auf Tartarbrötchen.

»Igitt, Fischeier«, sagte die Knef mit Ekel in der Stimme und kratzte den Kaviar vom Brot. Dagegen sei sie allergisch.

Ich bestellte eine Zwiebelsuppe in der Gewissheit, dass ich die Rechnung nicht bezahlen würde.

Rudolf Augstein gesellte sich hinzu und das Ehepaar Friedmann. Er der damalige Herausgeber der *Münchener Abendzeitung*, sie nicht nur die legendäre Kolumnistin »Sibylle« vom *Stern*, sondern auch eine Schönheit. Ich fühlte mich wie im siebten Himmel. Um halb sechs trennte ich mich von Hildegard Knief und ihrem Mann am Eingang des Hotels Königshof, und sie sagte mir: »Der Gerstenmaier hat mir über Sie gesagt, er weisich net, ob er schtudiere oder Kinschtler werde soll.«

Jetzt, ein Jahr später, 1967, waren die Studenten schon unruhiger und die Kontrollen zum Eingang beim Bundespresseball verstärkt worden. Das hatte ich eine Woche zuvor erfahren, weil es die Friseurin meiner Mutter erzählt hatte. Glücklicherweise kannte ich auch die Nebeneingänge der Beethovenhalle, sodass ich meinem Freund Karl, der mit mir versuchen wollte, auf den Ball zu gelangen, vorschlug: »Wir tarnen uns als Musiker.« Die bekamen zwar auch gesonderte Ausweise, aber wir hatten uns eine Taktik überlegt. Karl trug seine Klarinette in einem Kofferchen mit sich, ich eine Trompete, die ich als Fuß einer Lampe in meiner Studentenbude nutzte. Wir warteten, bis einige Musiker gegen 19 Uhr den Nebeneingang ansteuerten und eilten kurz vor ihnen durch die Tür, grüßten den Hausmeister jovial und verschwanden in der Garderobe der Musiker. Der Hausmeister rief hinter uns her: »Haben Sie die rote Karte?«, aber wir achteten nicht auf ihn, der abgelenkt wurde durch die Musiker, die nach uns kamen. Wir packten unsere Instrumente aus, der Hausmeister warf einen Blick herein, sah, dass wir wirklich Musiker zu sein schienen und ließ uns in Ruhe. Dann legten wir die Instrumente wieder in die Kofferchen, hängten unsere Mäntel darüber und verschwanden in den Ballsälen.

Endlich saß ich dann mit Werner Finck, er war damals 65 Jahre alt, an einem Tisch im großen Ballsaal, wir tranken genüsslich Wein, denn alle Getränke und Speisen sind beim Presseball kos-

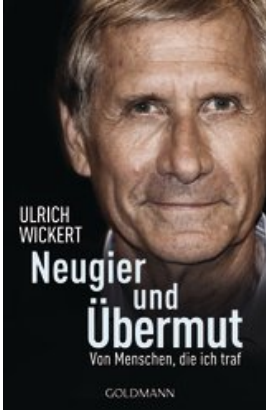
tenlos. Zustände wie im Schlaraffenland für einen Studenten. Und wir unterhielten uns ernsthaft über das Thema, das Finck sein Leben lang beschäftigt hat: Freiheit.

»Ich schreibe das Wort ganz altmodisch«, erklärte er mir: »mit Ypsilon: Freyheit.«

Als ich ihm erzählte, ich sei Student, sogar Mitglied im Studentenparlament, schlug er mir vor, wir könnten doch gemeinsam eine Veranstaltung zum Thema »Freyheit« an der Universität organisieren. Ich war sofort begeistert. Wann gelingt es einem Studenten schon, solch eine prominente Person mir-nichts-dir-nichts zu einer Diskussion in einen Hörsaal einzuladen. Bald aber kam Rudolf Augstein vorbei, im Schlepptau Berthold Beitz. Rainer Barzel, damals Vorsitzender der CDU-Bundestagsfraktion, stritt mit mir, wer lauter durch die Finger pfeifen konnte, und um fünf Uhr früh saßen der SPD-Politiker und spätere Wirtschafts- und Finanzminister von Willy Brandt, Karl Schiller, der WDR-Journalist Peter Coulmas und der herrlich baltisch sprechende ZDF-Kommentator Bernd Nielsen-Stokkeby in der Bar der Beethovenhalle und ich wieder mittendrin. Noch ein Bier, noch einen Whisky, kost' ja nix.

Werner Finck war irgendwann gegangen. Und ich war zu dumm gewesen, mir seine Adresse geben zu lassen. Jetzt würde nichts aus der Diskussion über »Freyheit« an der Universität. Um neun Uhr früh fiel ich in meiner Studentenbude ins Bett. Damals befand ich mitten im Examen. Das war am 28. November 1967.

In der ersten Januarwoche hatte ich am Oberlandesgericht in Köln die Klausuren für das Erste juristische Staatsexamen geschrieben und bereitete mich auf das mündliche Examen vor. Die schönste Stelle zum Lernen war für mich ein Schreibtisch am großen Fenster der Bonner Universitätsbibliothek mit Sicht auf den Rhein. Ich kannte die Namen fast aller Frachtkähne auswendig, da ich meinen Blick häufig von den Gesetzeskommen-



Ulrich Wickert

Neugier und Übermut

Von Menschen, die ich traf

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-15775-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2014

In seinen abenteuerlichen Geschichten lässt Ulrich Wickert ein halbes Jahrhundert lebendig werden

Neugier und Übermut haben ihn sein Leben lang angetrieben. Vom Deutschland der 68er über das Amerika Clintons und das postmaoistische China zurück zu Gerhard Schröder: Der Journalist und Buchautor Ulrich Wickert gewährt einen interessanten Einblick in seine abenteuerliche Biografie. Er hat entscheidende Phasen deutscher Geschichte beobachtend begleitet, und er hat sich ebenso wissbegierig in Frankreich, den USA und dem Fernen Osten umgetan, stets auf der Suche nach Persönlichkeiten, die das oft unübersichtliche Zeitgeschehen verstehen helfen.